

Predigt zum Sonntag Septuagesimae, 13.2.2022

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen. 2 Kor 13,13

„Das ist ungerecht, ungerecht, ungerecht!“, schreit eine wütende kleine Stimme. Es ist Ole, und er tritt gerade mit voller Wucht gegen das Küchentischbein. „Jetzt reicht es aber.“, sagt Mama, nimmt ihn am Arm und bringt ihn ins Schlafzimmer. „Du kannst wiederkommen, wenn du dich beruhigt hast.“

Ähnliche Szenen kennen Sie vielleicht auch aus der eigenen Familie oder von Freunden. Diese tiefe Empörung über erfahrenes Unrecht.

Mit drei Jahren fangen Kinder an, ein Gefühl für Ungleichheit und Ungerechtigkeit zu entwickeln. Und Ole geht schon fast in die Schule. Natürlich weiß er, was ungerecht ist: Wenn Anna, seine Schwester, manchmal länger aufbleiben darf als Ole, obwohl sie morgens ganz genauso früh aufstehen muss wie er. Und dass Mama immer, immer, immer zu Anna hält, und nie zu ihm, obwohl Anna die Ecke von seinem Bild abgerissen hat. Und außerdem bekommt immer Anna den meisten Pudding, auch wenn Mama sagt, es ist genau gleich. Aber er kann ja schließlich sehen, was mehr ist.

Anna, Oles Schwester, geht schon in die Schule. Und natürlich weiß auch Anna, was ungerecht ist: Wenn sie meistens zur gleichen Zeit ins Bett gehen muss wie Ole, obwohl er viel jünger ist. Und dass Mama immer nur mit ihr schimpft, nie mit Ole, auch wenn er schuld ist und ihren Schokoladenhasen aufgegessen hat. Und außerdem gibt Mama immer den meisten Pudding in Oles Schüssel, auch wenn Mama sagt, es ist genau gleich. Aber sie kann ja schließlich sehen, was mehr ist.

Eins steht jedenfalls fest: so einfach ist die Sache mit der Gerechtigkeit nicht für Ole und Anna.

Und wenn ich ehrlich bin, finde ich das Nachdenken über Gerechtigkeit auch ganz schön schwer. Am schwierigsten finde ich, dass meine Gefühle und

meine Gedanken beim Thema Gerechtigkeit oft nicht zum gleichen Ergebnis kommen.

Ich muss dabei nur an das Gleichnis der heutigen Evangeliumslesung denken. Da arbeiten die Erntehelfer ganz unterschiedlich lange auf dem Weinberg und bekommen dennoch den gleichen Lohn.

Das scheint mir auf eine Art auch gerecht zu sein, denn die späten Tagelöhner konnten nichts dafür, dass sie vorher noch keinen Job bekommen hatten. Noch gerechter sieht es aus, wenn man bedenkt, dass in der Geschichte des Weinbauern kein willkürlich festgesetzter Betrag als Lohn gezahlt wird. Für ein Silberstück, einen Denar, konnte man damals ca 8 kg Brot kaufen. Man geht davon aus, dass 1 Denar der Betrag war, den eine Familie durchschnittlich pro Tag zum Leben brauchte.

Wenn ich das übertrage, klingt das für mich wie die ultimative Gerechtigkeit, wenn jeder Mensch auf der Welt das bekommt, was er zum Leben braucht.

Aber wenn ich jetzt konkreter werde und nicht mehr so sehr an die Zeit Jesu denke, sondern an mein eigenes Leben, meinen eigenen Job.

Wie fände ich das denn dann, wenn meine Kollegin mit einer Halbtagsstelle das gleiche Gehalt bekäme wie ich für die volle Stelle.

Wenn ich als erfahrene Expertin das gleiche Gehalt bekäme wie der Auszubildende, der noch keine Erfahrung hat.

Ich kann Ihnen sagen, ich würde es als ungerecht empfinden, genauso wie die Erntehelfer, die schon früh angefangen und von morgens bis abends in der Sonne gearbeitet hatten.

Und wie würde es Ihnen damit gehen?

Der eine oder andere unter Ihnen hat jetzt vielleicht auch schon gedacht: Aber in dem Gleichnis vom Weinbauern geht es doch eigentlich gar nicht um Lohngerechtigkeit und Bezahlung und weltliche Probleme zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber und weltliche Gerechtigkeit. In dem Gleichnis geht es doch um einen Vergleich mit dem Himmelreich.

STIMMT!

Ein wesentlicher Aspekt des Gleichnisses ist es, dass Gott die Menschen ganz gleichwertig im Himmelreich aufnimmt, egal, wie viel sie geleistet haben, egal, wie lange sie ihm gedient und an ihn geglaubt haben. Er nimmt UNS ALLE zu gleichen Bedingungen an.

Eine Leistungsgesellschaft wie die, in der wir leben, eine Gesellschaft, wo der Wert und die Belohnung eines Menschen nach seinen Fähigkeiten und seiner Leistung bemessen werden, das gibt es in dieser, unserer Welt. Bei Gott sind alle Menschen gleich viel wert, gleich geliebt und angenommen.

Aber auch wenn sich das Gleichnis auf das Reich Gottes bezieht, heißt das nicht, dass nicht auch wir nach dieser Art der Gerechtigkeit streben können. Dass wir uns nicht um etwas mehr Ausgleich bemühen können.

Wir leben in einer ungerechten Welt. Intellektuelle und körperliche Fähigkeiten, Vermögen und auch Gesundheit sind ungleich verteilt.

Könnte es nicht ein Weg zu etwas mehr von Gottes Gerechtigkeit sein, wenn wir selbst nicht so viel Wert auf Anerkennung und Belohnung für unser Fähigkeiten legten? Das ist es, was Jeremia dem Volk Israel und damit heute auch uns von Gott ausrichtet. Legt nicht so viel Wert auf eure Fähigkeiten, bildet euch nichts darauf ein.

Denn so heißt es bei Jeremia in unserem Predigttext:

So spricht der Herr:

Der Weise rühme sich nicht seiner Weisheit.

Der Starke rühme sich nicht seiner Stärke
und der Reiche sich nicht seines Reichtums!

Wer sich rühmen will, soll sich nur deswegen rühmen:

Dass er weiß, dass ich der Herr bin,
der auf Erden Güte, Recht und Gerechtigkeit schafft.

Denn diese machen mir Freude.

– So lautet der Ausspruch des Herrn.

Könnte es nicht ein Anfang sein, wenn wir uns immer mal wieder bewusst machen, dass es nicht unser Verdienst ist, in welche Bedingungen wir hineingeboren wurden,

- arm, oder reich,
- Europa oder Afrika,
- gesund oder krank.

Wenn wir klug, gebildet, gesund oder reich sind, dann ist das ein Geschenk Gottes.

Wenn wir Menschen es schaffen könnten, für diese Geschenke nicht auch noch Anerkennung und einen zusätzlichen Lohn zu erwarten. Wenn wir es schaffen könnten, für diese Gaben nicht immer mehr Geld, mehr Besitz und ja sogar mehr Gesundheitsfürsorge zu verlangen, als es Menschen mit weniger Glück bekommen?

Vielleicht wäre das ja sogar schon mehr als ein erster Schritt.

Aber ich gestehe, mir ist das noch nicht gelungen. Ich wünsche mir Anerkennung und Belohnung für das, was ich kann, und für das, was ich leiste.

Aber vielleicht, wenn wir Menschen uns immer wieder daran erinnern, dass Gott uns alle gleich liebt und dass unsere Fähigkeiten Gottes Gaben sind, vielleicht wird es dann doch eines Tages mal so sein, dass wir trotz unserer unterschiedlichen Leistungsfähigkeit **alle** das bekommen, was wir zum Leben brauchen.

Nicht nur genug zu essen und ein warmes Bett, sondern auch Liebe, Freundschaft, Zeit miteinander und

Momente des Glücks, **in denen jeder genug Pudding bekommt.**

Der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen

Heike Rakutt